

ROBERT MARC LEHMANN

MISSION ERDE

ROBERT MARC LEHMANN

MISSION ERDE

**Die Welt ist es wert,
um sie zu kämpfen**

LUDWIG

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

16. Auflage
Originalausgabe 04/2021

Copyright © 2021 by Ludwig Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Ulrike Strerath-Bolz

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design unter Verwendung
eines Fotos von © Christian Lehnert (Vorderseite) und
von © Robert Marc Lehmann (Rückseite)

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: Print Consult GmbH, München

Printed in Slovakia

ISBN: 978-3-453-28141-7

www.Ludwig-Verlag.de

INHALT

VORWORT	9
Weltkarte mit den Schauplätzen der Expeditionen	12
PROLOG	13
I »THE OPERATIVES« – AUF GEFÄHRLICHER MISSION	17
Philippinen – Schildkröten und Schuppentiere in Not. Und Ratten	18
Eine wirklich schlimme Nacht	37
Tubbataha – ein Riff und eine Erkenntnis	57
Sumatra – 79 – Last chance to see ... maybe	72
Borneo – Waldmenschen	102
Indien – Tiger retten mit Dixi-Klos	133
Ein Fazit zum »Operatives«-Projekt	157
2 WER FISCH FISCHE STUDIERTEN MÖCHTE, MUSS SELBST ZU EINEM FISCH WERDEN	161
Alles begann mit einem Buch	161
Papierhaie, Musicals und Finnwale	169
Meeresbio-Studium und Forschungstauchen	179
Die dunkle Seite der Macht – das Aquarienbusiness	186
License to K(r)ill	189

Die Liebe zur Ostsee hat (k)einen Grund – Stralsund	195
Einer flog ins Kuckucksnest oder drüber ...	200
3 HAIE – VOM JÄGER ZUM GEJAGTEN	211
Der beste Job der Welt – Sharkguide	211
Panik, Blut – Premiere	215
Azorenhoch, Azorentief	222
Warum es wichtig ist, Haie zu schützen	237
Peru – Blood red ocean	251
4 ORCAS	313
Wal oder Delfin?	313
Killerwal, Mörderwal, Demonfish	316
Ingrid	321
Tag 3 I	331
Koru	335
5 EPILOG	353
Was nun?	353
Wo anfangen?	354
6 40 TIPPS, UM DIE WELT ZU RETTEN	361
Möglichkeiten, sich (aktiv) einzubringen	361
Einen habe ich noch für Sie (im wahrsten Sinne des Wortes)	364
BILDNACHWEIS	367

Für alle Menschen

*Besonders für diejenigen, die mich dazu inspiriert haben,
das zu tun, was ich tue. Und die,
die mit mir um unsere Erde kämpfen.*



**Robert Marc
Lehmann**

VORWORT

»Warum zur Hölle tu ich mir das an?«, ist eine der Fragen, die ich mir am häufigsten stelle. Egal, ob ich am Schreibtisch oder beim Dösen am Flughafen neue Pläne schmiede. Ob ich tagelang meine Ausrüstung packe für die nächste Expedition. Ob ich versuche, diese ganzen Koffer und Taschen (mit teilweise 100 Kilo Übergepäck) am Schalter aufzugeben, ohne den Hass der eher mäßig gelaunten Check-in-Dame auf mich zu ziehen ...

Ob ich dann bei 50 Grad Celsius und 99 Prozent Luftfeuchtigkeit oder bei knochentrockenen minus 30 Grad aus dem Flieger steige ...

Ob ich nachts im Camp stundenlang auf der Suche nach Strom bin, um meine Kamera-Akkus zu laden, und dabei von Feuerameisen und Skorpionen angegriffen werde ...

Ob ich mich nach einem Tagesmarsch mit schwerem Gepäck durch den Dschungel zum Feierabend auf eine Schale mit trockenem Reis und einem vertrockneten Stück Welskopf stürze ...

Oder ob ich versuche, gegen den Widerstand eines Bataillons durstiger krankheitsübertragender Moskitos, gelangweilter Einsiedlerkrebse oder neugieriger diebischer Ratten wenigstens ein paar Stunden Schlaf zu finden ...

Wenn ich in diesen Nächten, hin- und hergeschaukelt von geschmeidigen Zehn-Meter-Wellen, schließlich doch vor der inneren Ruhelosigkeit und dem äußeren Tiergewusel in meiner Kajüte kapituliere, die Hängematte verlasse und lieber das Foto- und Filmmaterial des Tages sichte, taucht immer mal wieder diese Frage aus den Tiefen meines Unterbewusstseins auf und nagt an meinen Nerven wie ein Biber an einem Apfelbaum

(übrigens: Biber lieben Apfelbäume!). Warum zur Hölle ... All das? Warum? Immer wieder?

Dabei kenne ich die Antwort auf diese Frage eigentlich schon. Ich kenne sie, seit ich als Kind mit meinem Großvater in der heimischen Natur gewesen bin, um kleine Staudämme in Bächen zu bauen und Mooshütten zu errichten, um Lagerfeuer zu machen, zu angeln und Tiere zu beobachten.

Ich tue mir das an, weil ich es nicht lassen kann. Weil ich es gut finde. Weil es wichtig ist, nicht nur für mich. Ein tiefer innerer Antrieb.

Ich büße bei jeder Expedition Klamotten ein, verliere Equipment an die extremen Bedingungen, oft auch vorübergehend meine Gesundheit, immer aber literweise Schweiß und fünf bis zehn Kilo Körpergewicht an Darmparasiten, wenig Essen und Stress. Doch es geht dabei eben nicht um mich. Es geht um mein Auge, meinen Finger am Auslöser, mein Gespür für Momente. Im Fokus sind immer Tiere, Menschen und deren Geschichten.

Ich fühle mich den Tieren enger verbunden als den Menschen. Dennoch gehört der Mensch bei den meisten Geschichten irgendwie dazu, hat einen Einfluss. Sei es durch Plastikmüll im Meer, Geisternetze, Kohlendioxid, Brandrodung oder illegalen Tierhandel: Es gehört immer auch eine menschliche Komponente dazu.

Ich will das Leben der Tiere einfangen, mit allen positiven und negativen Seiten. Ich will verstehen, wie das Leben einer Spezies unmittelbar an das Überleben vieler anderer Arten, ganzer Ökosysteme geknüpft ist. Und ich will mit meinen Bildern und Filmen, meinen Expeditionen, meinen Vorträgen in Schulen ein Verständnis dafür vermitteln, was wir von Tieren lernen und wie wir sie besser schützen können. Und zwar in ihrem natürlichen Lebensraum, vor Ort, nicht in irgendwelchen Zoos und Aquarien.

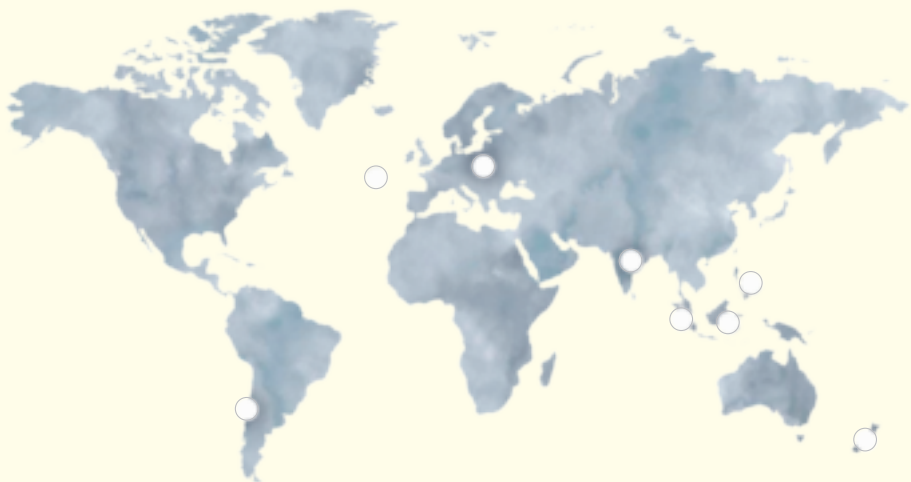
Jedes Tier, jeder Mensch hat seine Geschichte. Diese Geschichten haben sich auf sehr bestimmte und eindrucksvolle

Art mit meinem Leben verknüpft, auf Dutzenden von Reisen, Touren und wissenschaftlichen Expeditionen in über 100 Ländern auf allen Kontinenten – ein paar davon möchte ich in diesem Buch erzählen. Meine prägendsten vielleicht.

Und ich freue mich, wenn diese Geschichten nicht nur unterhalten, sondern auch Fragen aufwerfen. Vor allem die Frage, wie wir aus all dem, was wir schon verloren haben, lernen können, nicht auch noch den Rest zu verlieren.

Denn das ist letztlich die wichtigste Antwort auf meine Einstiegsfrage: Ich tue mir das alles an, weil ich immer noch Hoffnung habe. Hoffnung, dass wir unseren Planeten, unsere Natur, unsere unfassbar reichhaltige, verschiedenartige und atemberaubende Welt über und unter Wasser immer noch retten können – weil wir es müssen.

Deshalb zur Hölle tue ich mir das an.



Schauplätze der Expeditionen

*»Die Welt retten ist keine Frage des Berufes oder des Alters,
es ist eine Frage des persönlichen Engagements.«*

RML

PROLOG

»Ready?! Go! Go!! Go!!!«, brüllt Pete, der »Operatives«-Teamleader, und reißt die Schiebetür des Vans auf. Ich springe mit einem Team von Ex-Elitesoldaten und einer örtlichen Anti-Wildlife-Crime-Unit mitten hinein in den philippinischen Urwald und damit in eine Situation, die ich nicht annähernd beeinflussen kann. Ab hier gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder ich werde das hier überleben, oder nicht. Unser Ziel ist es, ein Gelände, das vorher tagelang ausgespäht wurde, von allen Seiten zu stürmen. Hier, versteckt mitten im Dickicht des Dschungels, werden unter anderem, bedrohte Palawan-Waldschildkröten (*Siebenrockiella leytensis*) – eine der seltensten Schildkrötenarten der Welt – zum Verkauf angeboten. Übrigens sind Schildkröten (aktuell noch ...) die einzige Tiergruppe, bei der ausnahmslos *alle* Arten vom Aussterben bedroht sind!

Ich bin dabei, um diese Rettungsaktion als Naturschützer, Fotograf und Kameramann zu dokumentieren. Das Team, dem ich folge, besteht aus harten Typen. Matt, ein durchaus Respekt einflößender, CrossFit-gestählter Ex-Marine, riss bei unserer ersten Begegnung gerade einen mittelgroßen Baum mit bloßen Händen aus, quasi als sportliche Betätigung am Morgen. Phillip, der Zweite im Bunde, rüttelte mit ihm zusammen an dem abgestorbenen Baum. Phillip ist ein bärtiger, schweigsamer, ganz ruhiger, ehemaliger Navy SEAL mit durchdringendem Blick, der nie über seine Zeit beim Militär und den Auslandseinsätzen in verschiedenen Kriegen spricht.

Wir folgen einem bewaffneten philippinischen Anti-Wildlife-Crime-Officer auf kaum erkennbaren Pfaden durch die grüne Hölle. Wir müssen mit allem rechnen. Der einheimische Officer

von der Behörde mit Schusswaffe und kugelsicherer Weste, ich mit Foto-Weste und meinen beiden Kameras. Eine über der Schulter, eine immer im Anschlag, um jederzeit abdrücken zu können. In den Seitentaschen meiner Cargohose stecken zwei Blitzgeräte und jede Menge Akkus, auf dem Rücken trage ich meinen Standard-Foto- und -Film-Rucksack mit etwas über 20 Kilogramm Gewicht. Ob die Wilderer im Falle eines Schusswechsels einen Unterschied machen zwischen mir und meinen bewaffneten Kollegen, wage ich zu bezweifeln. Und meine Weste ist alles andere als kugelsicher.

Na gut, ich habe für den Notfall ein feststehendes Messer griffbereit vor die Brust geschnallt.

Man sagt ja, unterhalb von sieben Metern Distanz, ist man mit einem Messer, *sofern man damit umgehen kann*, einer Schusswaffe unter Umständen sogar überlegen. Ich muss die Wilderer also nur schön nah herankommen lassen, dann sind ihre Schusswaffen für mich *quasi* kein Problem mehr ... Ja, nee, ist klar.

Wir tragen alle Camouflage, optisch gibt es zwischen den Ex-Soldaten und mir keinen großen Unterschied, sie haben lediglich einen noch entschlosseneren Ausdruck und (noch) etwas mehr Bart im Gesicht als ich, doch wir wollen alle das Gleiche: Die Typen diesmal drankriegen.

Während wir uns in der drückenden Hitze der philippinischen Insel Palawan weiterbewegen, verschwitzt, zerkratzt, voller Moskitostiche und Schürfwunden, durstig und Auge in Auge mit einer realen Gefahr, stellt sich mir die Frage: Wie zur Hölle bin ich hier gelandet? Wie kommt ein 32-jähriger Meeresbiologe und Kriegsdienstverweigerer in die Situation, zusammen mit bewaffneten Extrem-Natur-Tierschützern für eine bessere Welt zu kämpfen?

Als Pete, ein im Maori-Style-tätowierter Glatzkopf, Ex-Ölbohrer und nun Umweltschützer und Tierrechtsaktivist der extremeren Art, mich anrief und fragte, ob ich der offizielle Fotograf

und Kameramann von »The Operatives« werden wolle, dachte ich nur: »Na klar!«, obwohl das Stellenangebot rückblickend recht mittelmäßig klang: Unbezahlt, circa vier bis fünf Monate lang, *irgendwo* in Asien, auf Verbrecherjagd gehen – und wir sprechen hier nicht von Taschendieben und Trickbetrügern. Die Chancen, heil aus der Sache herauszukommen, lagen bei 50 Prozent, und wir würden nicht nur (hoffentlich) Tiere retten, sondern wahrscheinlich ganz nebenbei einen internationalen Konflikt auslösen.

Ganz logisch, meine Antwort lautete: »Pete, das hört sich fair an, ich bin dabei.«

Hätte ich gewusst, dass ich hier landen würde, völlig ausgelugt und mit fast zehn Kilo Körpergewicht weniger als zu Beginn dieser Mission, dann hätte ich vielleicht etwas anderes geantwortet. Doch keiner meiner »Operatives«-Kollegen fragte mich. Und so bleibt mir nichts anderes übrig, als das zu tun, was ich immer mache: *weiter*.

Denn in Petes Team muss man lernen, dass es manchmal einen ganz großen Einsatz braucht, um Geschöpfen, die sich nicht wehren können, zu ihrem Recht zu verhelfen.

»THE OPERATIVES« – AUF GEFÄHRLICHER MISSION

In meinem Portfolio steht »Meeresbiologe und Forschungs-
taucher, Fotograf und Kameramann, Abenteurer und Umwelt-
schützer«.

Ich hatte bislang nicht den Eindruck, dass da noch irgend-
etwas Entscheidendes fehlt. Gut, da könnte noch Pazifist ste-
hen, denn bei allem, was ich tue, suche ich immer nach einer
friedlichen Lösung mit Worten und ohne Waffen. Und doch pas-
siert, wie so oft im Leben, das Unerwartete: Ich werde Teil einer
Eliteeinheit, bestehend aus Ex-Navy SEALs, Ex-Marines und
Ex-SAS (Special Air Service), angeführt von einem Ex-Ölbohr-
Plattform-Ingenieur. Na gut, ich bin ja immerhin ein Ex-Zivil-
dienstleistender ...

Ich werde Mitglied von »The Operatives«, einer ebenso ver-
rückten wie entschlossenen Truppe von »Öko-Kriegern«, die
alle eine Gemeinsamkeit haben: Sie haben alle vorher etwas
anderes gemacht. Sie waren im Krieg, haben die Erde ausge-
beutet oder, wie in meinem Fall, Tiere gefangen. Begleitet von
einem Dokumentationsteam, haben diese Menschen nun in
Afrika, Mittelamerika und Asien den Kampf gegen Umwelt-
kriminalität aufgenommen. Sie kämpfen mit vollem Einsatz ge-
gen den illegalen Wildtierhandel, die Abholzung der Regen-
wälder und gegen die gnadenlose Ausbeutung der Meere – und
ich bin mittendrin.

Für die zweite Staffel der weltweit in über 90 Ländern aus-
gestrahlten US-TV-Serie, fotografiere und filme ich über und
unter Wasser und erlebe in vier Monaten und fünf Ländern
mehr Abenteuer, als ich es mir je hätte träumen lassen.

Ich darf vor Ort einige der seltensten Tiere der Welt filmen,

und wir können andere davor bewahren, in brutalen Fallen zu sterben, als Statussymbol, Kopfschmerz- und Potenzmittel zu enden oder ein trauriges Leben in Gefangenschaft zu fristen. Ein gigantischer Erfolg, der allerdings unfassbar viel Kraft, Blut, Schweiß, Geld und Tränen kostet. Aber der Reihe nach ...

Philippinen – Schildkröten und Schuppentiere in Not. Und Ratten

Auf Petes Kommando springen wir aus dem fahrenden Auto und stürmen auf ein Gelände, auf dem bedrohte Waldschildkröten zum Verkauf angeboten werden sollen. »Worauf hab ich mich da bloß eingelassen?«, frage ich mich in der Millisekunde, bevor meine Füße mit 20 Kilo Gepäck auf dem Rücken und 15 Kilo am Körper verteilt ungebremst auf den staubigen, ausgetrockneten Boden irgendwo im Hinterland von Palawan krachen.

Letztlich bleibt die Konfrontation mit den skrupellosen Tierjägern aus, wir sind wieder einmal fünf Minuten zu spät. Fünf Minuten, die bedeuten, dass unzählige Schildkröten bereits abgeholt und auf dem Weg nach Vietnam, China und Japan sind, wo die Tiere bei Sammlern als Raritäten im Terrarium enden. Dabei gibt es von der seltenen Unterart dieser Waldschildkröte nur noch wenige Tausend Individuen. Da hätten einige Dutzend Exemplare schon einen bedeutenden Unterschied gemacht. Wir sind vermutlich sogar noch an dem Käufer auf seinem Moped mit den zwei blauen Wasserfässern an der Seite vorbeigefahren. Wir hatten es irgendwie im Gespür, das sagten die Blicke, die wir untereinander in dem schaukelnden Van austauschten – aber wir waren mit Vollspeer Richtung Deal und Zugriff unterwegs.

Die zehn Typen, einer davon mit einer abgesägten Schrotflinte, schauen wenig überrascht. Als hätten sie schon auf uns

gewartet. Sie haben lediglich ein müdes Grinsen für unseren spektakulären Auftritt mit riesiger Staubwolke und quietschenden Reifen übrig. Sie wussten, dass wir kommen. Woher, das weiß niemand. Oder na ja, irgendwer wird's schon wissen.

Mein Herz schlägt wie verrückt beim Rausspringen aus dem Van. Dann geht der Puls runter. Frustration. Wir wurden wieder einmal aufs Glatteis geführt. Hier gibt es nichts mehr zu holen. Der Deal war tatsächlich bereits wenige Minuten zuvor gelaufen, die Beweise sind vernichtet. Wir finden nur noch ein paar feuchte Schalen, eingegraben im Boden, abgedeckt mit Zweigen und Palmwedeln. In den Schalen befinden sich ein paar Absplitterungen von Schildkrötenpanzern. Eindeutig, die Tiere waren hier. Zu Hunderten. Ich kann sie noch förmlich riechen.

Wir streifen durch das riesige, unübersichtliche Gelände und finden nach einigen Hundert Metern Marsch durchs Dickicht voller Dornen und Blätter, die einem schon bei kleinsten Berührungen im Vorbeigehen die Haut aufschneiden, eine frisch brandgerodete Schlucht. Der schwarze verbrannte Boden qualmt und knistert noch. Von den abgeackelten Bäumen ist nicht viel mehr als ein paar verkohlte Stümpfe übrig. Sie sind noch heiß. Das merkt Matt schnell, der sich völlig fertig nur kurz, eine Minute, sitzend ausruhen wollte.

Brandrodung, selbst von Sekundär-Regenwald, ist in dieser Gegend absolut verboten. Es ist ein trauriger Anblick, für jeden von uns. Keiner meiner Mitstreiter hat jemals zuvor eine frisch brandgerodete Regenwaldfläche gesehen, gespürt oder gerochen. Für mich ist es leider nicht die erste. Es ist der Inbegriff von Zerstörung, Hoffnungslosigkeit und Respektlosigkeit dem Leben und der Natur gegenüber. Entfacht mit einem einzigen Streichholz sind hier (Hundert-)Tausende Tiere gestorben, jahrhundertealte Bäume wurden unwiederbringlich zerstört. Wir sind nicht mit der Regenwald-Polizei hier, es bleibt bei bösen Blicken, Verwarnungen und den grinsenden Gesichtern der

anrückenden Dorfbevölkerung über die lokalen Umweltschützer und ein paar weiße »Gringos« mit gutem Willen. Der Ausdruck in den Gesichtern der Operatives ist nicht in Worte zu fassen. Ich fotografiere und filme nicht. Aus Respekt. Was für ein Scheißtag. Mal wieder alles umsonst.

Eine Woche später sind wir endlich einmal rechtzeitig da und retten Hunderte kleiner Waldschildkröten aus den Fängen der Wildtiermafia. Wir stoppen zusammen mit unseren einheimischen Kollegen der Anti-Wildlife-Crime-Unit, einen Pick-up voller Schildkröten: 132 Stück. Außerdem nehmen wir am selben Tag noch eine Art Baumarkt hoch, der stark bedrohte Schuppentiere (*Manidae*) und Tropenholz illegal verkauft. So illegal wie der Aufenthalt des Baumarkt-Besitzers, ein junger Chinese, keine 30 Jahre alt, der nun für über ein Jahrzehnt in den Knast muss. Wobei er für den Besitz und Handel mit den Schuppentieren nur lächerliche zwei Jahre aufgebremmt bekommt. Ganze zwölf Jahre sitzt er dagegen für den Besitz von zwei Kettensägen. Andere Länder, andere (Un-)Sitten ... Ich erinnere mich noch genau an den Blick seiner schwangeren Partnerin bei seiner Festnahme: wenig überrascht und dennoch verzweifelt. Jede Tiergeschichte, jeder Treffer im Kampf gegen das illegale Wildlife-Business birgt nicht nur tierische Tragödien.

Bei einer Verhaftung von Wilderern und Umweltkriminellen zieht sich nicht selten auch eine menschliche hinterher. Aber es war seine Entscheidung, schnelles, einfaches Geld zu machen. Etwas Verbotenes, Illegales zu tun. Das muss ich mir immer wieder selbst sagen, auch wenn ich genau weiß, so einfach ist es leider nicht. »It's hard to be legal, when you are hungry ...« (Es ist schwierig, legal zu sein, wenn du hungrig bist ...) war einer der Sätze von einem weißhaarigen Mann Ende 50 in roten Badeshorts auf den Stufen in den Gerichtssaal. Er war der Fahrer des Pick-ups mit den Schildkröten und einem Schuppentier auf der Ladefläche.

Moment mal, jetzt stand da schon ein paar Mal »Schuppen-

tier«. Ich kannte weder das Wort »Pangolin« (Englisch für Schuppentier), noch hatte ich jemals ein solches Wesen gesehen, und das als Biologe, Säugetier-Fan seit über 30 Jahren, tierbelesen und voller Wissen über bedrohte Arten. Ich kannte das am meisten illegal gehandelte Säugetier der Welt nicht! Beschuppt, gepanzert, zahnlos, lange Zunge, spitze Schnauze, langer Greifschwanz, Knopfaugen, einem Gürteltier nicht unähnlich. Irgendwie wie eine Mischung aus verschiedenen Tieren. Gürteltier mit Ameisenbär vielleicht. Überwiegend nacht- und dämmerungsaktiv sind sie, ursprünglich im Verhalten und Aussehen, da schon ganz schön lang auf unserer Erde (fast 50 Millionen Jahre!) und irgendwie auch ein Tier mit Attitüde. Knuffig und dennoch zielstrebig und stark. Mit ihren Grabkrallen zerlegen sie ganze Termitenhügel und heben Ameisennester aus, ihre Leibspeise. Ihre einzige Speise.

Das ist vermutlich auch der Grund, warum ich sie nicht kannte. Ihre Ernährung ist in Gefangenschaft fast unmöglich, extrem teuer, aufwendig und kompliziert. Deshalb bekommt man diese Tiere (fast) nirgends in einem Zoo zu Gesicht. In meinen Kinderbüchern über Säugetiere fehlten sie einfach, in allen Dokumentationen, die ich gesehen habe auch. Im Studium hat mir nie jemand etwas über diese faszinierenden zahnlosen Säuger erzählt.

Über eine Million Schuppentiere werden jedes Jahr gefangen und in und nach Asien verkauft. Dort gelten ihre Schuppen als wichtige heilende Ingredienz in der traditionellen chinesischen Medizin und ihr Fleisch als Delikatesse. An dieser Stelle kurz zur Wirksamkeit: Ihre Schuppen lassen sich am ehesten mit der Struktur unserer Fingernägel und Haare vergleichen. Keratin, Horn, in mehreren Lagen. Medizinische Wirkung nicht nachgewiesen! Man könnte genauso gut seine eigenen Haare und Fingernägel verspeisen oder mal beim Hufschmied anrufen, ob man den Abrieb der Pferdehufe abholen kann.

Alle acht weltweit vorkommenden Arten, vier in Afrika und vier auf dem asiatischen Kontinent, sind vom Aussterben bedroht, und es ist seit 2016 höchst illegal, sie zu fangen und zu verkaufen. Dennoch passiert es weiterhin jeden Tag und bleibt meist ohne Ahndung. Sie sind eigentlich streng geschützt – aber das steht leider nur auf einem Stück Papier, nicht auf den Dienstmarken der Schuppentier-Polizei. Die existiert nämlich leider nicht.

Bei dem Einsatz auf den Philippinen konnte ich noch nicht ahnen, dass genau fünf Jahre später vermutlich fast jeder Mensch auf der Welt vom Schuppentier hören würde. Sie gelten neben Fledermäusen und Schleichkatzen als ein möglicher Zwischenwirt oder sogar Überträger für das Coronavirus.

An dieser Stelle wird besonders deutlich, wie wichtig eine zügige Abschaffung und strikte Ahndung des Konsums und des illegalen Handels mit Wildtieren ist. Wir Menschen sind einfach zu nah dran. In den Dschungeln dieser Welt lauern viele Gefahren für uns verweichlichte Städter. Giftschlangen, Schlingfallen und eben auch fiese Krankheiten. Der sich nach wie vor intensivierende Kontakt des Menschen mit Wildtieren ist der Auslöser für diese sogenannten Zoonosen. Die Übertragung von Infektionskrankheiten von Tieren auf den Menschen wird durch den immer häufigeren Kontakt gefördert. Der Rückgang der Lebensräume und das Eindringen des Menschen bis in die letzten unberührten Winkel tut sein Übriges. Wenn Corona vorbei ist – sofern das überhaupt möglich ist –, lauert das nächste dicke Brett nur um die Ecke. Die Frage ist, ob wir endlich anfangen, aus unseren Fehlern zu lernen. Eines beziehungsweise zweierlei Dinge zeigt das fiese Virus: Das Virus an sich ist nicht doof, es ist ausgesprochen klug, wie man sieht. *Ich* jedoch finde es saudoof, aber sehr schön. Egal wer man ist, es betrifft alle – jeden Erdenbürger. Und: Wir können alle, innerhalb kürzester Zeit *miteinander* arbeiten und die Welt in wenigen Tagen verändern. Bei dem ganzen Blöd-

sinn, der mit dem Virus kam, doch auch irgendwie ein schönes Zeichen.

#Klimawandel #Artensterben #Miteinander #Zukunft

#NurEineErde

Das wundersame, urtümlich beschuppte Tierchen liegt eingewickelt und eingewickelt in ein Netz unter dem Verkaufstresen des jungen Mannes. Seine Kühltruhen sind voller toter Exemplare, wie wir feststellen. Matt, der Ex-Marine, nimmt das Tier im Netz und setzt sich inmitten der rumwuselnden Operatives auf den Boden, während Pete dem jungen Chinesen eher weniger höflich und Respekt einflößend laut erklärt, was jetzt auf ihn zukommen wird.

Matt schneidet das Netz ganz vorsichtig mit meinem Messer auf, und zum Vorschein kommt dieser gepanzerte kleine Kerl, ein Tannenzapfentier, schwach, aber voller (Über-)Lebenswillen. Es schaut uns beide mit seinen kleinen, glänzenden Knopfaugen an und schnüffelt mit letzter Kraft. Es wird still um mich und Matt. Wir beide sitzen auf dem Boden inmitten einer Halle voller Action. In diesem Moment existieren für mich nur Matt und das kleine Tier in seinem Schoß. Sonst nichts.

Ich denke nur daran, wie lange es wohl schon so unter dem Tresen gelegen hat. Ich suche ein Glas, fülle etwas Wasser aus meinem Camelbak (Trinkbeutel) hinein, ohne Ahnung, ob das Tier, das ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht einmal einer Tiergruppe zuordnen kann, überhaupt Wasser trinken würde. Aber es trinkt. Zuerst hastig, später zaghaft. Matt sitzt bestimmt eine Stunde mit dem Schuppentier auf seinem Schoß. Die schwarzen Kampfhandschuhe mit den Carbon-Fingerknöchel-Schonern schützend um das schlafende, geschwächte Tier gelegt. Ich weiß an dieser Stelle nicht, ob wir gleich einen weiteren Kadaver auf die Ladefläche unseres Pick-ups werfen werden oder ob es wenigstens dieses *eine* Tier schaffen wird.

Das kleine Schuppentier schafft es und kommt in ein Wild-

tier-Rehabilitations-Zentrum. Wir können es nach einigen Wochen Reha abholen, um es an einem geheimen Ort mitten im Dschungel wieder in die Freiheit zu entlassen. Ein perfekter Ort. Besser hätte es sich das Tierchen nicht wünschen können. Dafür haben wir zuvor einen gut versteckten alten Baum mit einem Termitennest ausgesucht, denn die unbezahnten Schuppentiere sind genau wie die »Blaue Elise« aus den Paulchen-Panther-Cartoons: Sie lieben alles, was mit Ameisen auch nur annähernd verwandt ist, über alles. Der perfekte Platz also. Während das befreite Pangolin im ausgehöhlten Baumstamm schmatzt und grunzt, grinsen wir uns stolz an.

Es ist für jeden im »Operatives«-Team ein einzigartiges Gefühl, den kleinen Kerl, für den wir unser Leben riskiert haben, wieder freizulassen. Ex-Marine Matt, der das Pangolin freilassen durfte, setzt seine Sonnenbrille auf und dreht sich kurz weg. Eine Fliege im Auge, bestimmt. Matt hat in den zwei Monaten zuvor nicht ein einziges Mal sein Gesicht verzogen.

Ich bleibe noch stundenlang allein im Dschungel zurück und lege mein Ohr an den warmen, rauen Baumstamm. Ich kann ihn hören. Schmatzend, schnüffelnd, glücklich. Ich hoffe, das Schuppentier kommt noch mal aus seinem Versteck heraus und ich könnte noch ein paar Fotos schießen. Fehlanzeige, wie so oft gehe ich mal wieder leer aus. Aber ich bin zufrieden. Der kleine Kerl sitzt nun in seiner neuen Behausung voller Futter. In Freiheit. Das ist das Einzige, was zählt.

Manche sagen natürlich: »Was macht es für einen Unterschied, gerade einmal einen einzigen Vertreter seiner Art zu retten?« – »Robert, bist du irre? So viel Kohle, Zeit und Energie für ein einzelnes Lebewesen?«

Na ja, für genau dieses eine Schuppentier macht es einen großen Unterschied, denke ich mir, während ich in der Nacht fast 20 Kilometer zurück »nach Hause« laufen und trampeln muss. Mit meinem schweren Kamerarucksack. Wobei »zu Hause« in diesem Fall auch ein sehr weiter Begriff ist.

In den vier Monaten in Asien schlafe ich vorwiegend in, sagen wir mal, »rustikalen« Unterständen, auf Booten, im Sand, im Auto, auf Ladeflächen und an ganz anderen, unangenehmen Orten. Wenn wir ausnahmsweise mal nicht unterwegs sind, besteht mein Zuhause allerdings aus einer Bambushütte am Mangroven-Schlick-Strand. Zugegeben, das klingt wie ein romantischer Südseetraum, doch in Wahrheit teile ich mir die Hütte mit mehr Mitbewohnern, als mir lieb ist. Tausende krankheitsübertragende Moskitos sind dabei noch das Harmloseste.

Manche Ratte nutzt unsere sechs Quadratmeter Hütte als Toilette. Jeden Tag. Zum Glück fressen die Kakerlaken das meiste davon, scherzen meine drei Mitbewohner und ich jeden Morgen über die schwarzen stinkenden, schmierigen Knödelchen auf den zerbrochenen Fliesen unter dem Waschbecken. Irgendetwas muss dran sein, am Rattenkot; die Kakis tragen ihn voller Wonne weg.

Ein riesiges Rattenweibchen, fast katzengroß, versucht eines Nachts sogar, mein auf dem Boden liegendes T-Shirt durch einen Schlitz im Bambusboden zu klauen. Ich schaffe es gerade noch, mein Shirt zu retten, auch dank meiner gelben Taschenlampe, die genau wie mein Messer immer griffbereit neben meinem Kopf liegt. Die Ratte verzieht sich laut schimpfend.

Etwas weniger besitzergreifend, dafür aber umso lauter, sind all die Landeinsiedlerkrebse (*Coenobitidae*) im unteren Stockwerk. Zusammen mit dem staubtrockenen Laub der See- mandelbäume machen meine unbeliebten Nachbarn mit ihren leeren Schneckenhäusern am Hintern mehr Lärm als ein Kindergeburtstag. Am schlimmsten sind die Einsiedler, die ihren weichen Hinterleib in eine leere Coladose gezwängt haben. Super laut und metallisch im Abgang. Dazu kommen die bildungshungrigen und schwachstromsüchtigen Ameisen, die ihr Nest in meinem Laptop angelegt haben. Genauso wie es

Douglas Adams und Mark Carwandine in ihrem Buch *Last Chance to See – Die Letzten ihrer Art* beschrieben haben – meinem absoluten Lieblingsbuch! Ich erlebe es jetzt am eigenen Leib. Eigentlich ganz lustig, aber eben auch ein teurer Witz auf meine Kosten. Einen neuen Laptop bekommt man ja nicht für einen Apple und ein Ei.

Nur am Rande will ich die Bataillone an Bettwanzen und Flöhen erwähnen, die von mir kaum mehr übrig lassen als geschwollene rote Pusteln. Überall. Ja, wirklich überall. Da bin ich fast dankbar für die mittelgiftigen Skorpione in meinen Stiefeln, die mich morgens beim Anziehen gleich hellwach werden lassen. Immer ausschütteln vor dem Anziehen – alte Dschungel-Überlebensregel. Eine wirklich wichtige Regel, stelle ich immer wieder fest, wenn ich unbedacht in meinen dunklen Rucksack greife, nachdem er einige Zeit auf dem Dschungelboden stand. Da lauert dann oftmals eine sechs- oder achtbeinige Überraschung.

In den Nächten kann ich mich zum Glück auch immer auf die 30-Zentimeter-Geckos unter der Hüttendecke verlassen. Vor allem darauf, dass sie ausschließlich zwischen Mitternacht und Morgengrauen ihre durchaus lautstarken Rankämpfe austragen und dann gerne mal aus vier Metern Höhe genau auf mein Gesicht klatschen. Herabgestoßen vom laut krächzenden Kontrahenten. Zum ersten Mal genau so passiert in Nacht eins vor Ort! Ein schöner Einstand, nach 56 Stunden Anreise und Jetlag so groß wie Dirk Nowitzki.

Die Geckos, von denen hier die Rede ist, gehören zur besonders großen Art Tokoh (*Gekko gekko*), mit immerhin über 30 Zentimetern Länge, blaugrau, rot-orange-gefleckt. Wenn so ein buntcamouflagiger Kaventsmann mitten im Tiefschlaf auf meinem Gesicht landet, bin ich wacher als nach einem Liter Espresso. Aber toll finde ich *Gekko gekko* trotzdem. Ich meine, was gibt es Cooleres, als seine Füße mit ungefähr einer Million Mini-Härchen (sogenannten *Spatulae*) zu besetzen und

so eine riesige Oberfläche herzustellen, die aufgrund der Van-der-Waals-Kräfte sogar ein 300-Gramm-Reptil kopfüber an der Decke hält? #SpidermanStyle

Natürlich sind diese Lamellengeckos, wie gefühlt 90 Prozent (realistisch sind es »nur« ca. ein Drittel, aller die wir kennen ...) aller anderen Tierarten, vom Aussterben bedroht. Warum ist das so, warum sind so viele Tierarten bedroht oder auf dem besten Wege dahin? Weil sie natürlich wieder einmal gegen irgendetwas helfen oder für irgendetwas gut sind. Lunge, Niere, Haut, Aids, dies, das ... ohne jeglichen wissenschaftlichen Beweis jagt man die Kerlchen weltweit, besonders die großen Exemplare. Ich denke über den Verkauf der beiden Blödmänner an meiner Decke nach. Angeblich bekommt man mehrere Tausend Dollar für extrem große Exemplare, die ja bekanntlich *besonders* heilend sind ... Ich habe früher sogar mein Geld damit verdient, Tiere zu fangen und zu verkaufen. Ich könnte es gut ... Dazu später mehr. Aber zwölf Jahre Knast riskieren, 60 000 Dollar Strafe, nur für *eine* Nacht Schlaf? Nee. Außerdem will ich ja Tiere schützen. Auch die doofen.

Entsprechend hält sich mein Schlaf in diesen Gefilden bei 35 Grad in der Nacht und extrem hoher Luftfeuchtigkeit über Monate in sehr engen Grenzen. Da schlag ich mir die dunklen Stunden lieber mit Timelapse-Fotografie (Zeitrafferaufnahmen) und der Bearbeitung von Bildern und Videos um die Ohren. Oder ich finde mich selbst immer wieder schlaftrunken auf der Suche nach Strom und einem Generator, um meinen Koffer voller Batterien zu laden.

Es dauert sowieso meist nicht lange, bis ich vom Teamchef der Operatives aus der Hütte gebrüllt werde. »Robert! We are leaving in ten!« Zehn Minuten bis zum Abfahren. Zehn Minuten, um Kameras, Blitze, Akkus, Unterwasserkamera-Ausrüstung, Tauchkram und alles andere (Über-)lebenswichtige an den Start zu bringen.

Für jede Gelegenheit und mehrere Tage natürlich, denn was

uns wo und für wie lange erwartet, bleibt meist ein Geheimnis des Einsatzleiters ... Sehr beruhigend.

Ich muss also 24/7 abfahrtbereit und auf alles vorbereitet sein. Die Marines und Seals stopfen ihr Nötigstes an Klamotten und Essen in einen leichten Rucksack. Bei mir dagegen ist »das Nötigste« mein komplettes Kameraequipment das ich bei der feuchten, salzigen und gern auch staubigen Luft ständig pflegen und reinigen muss. Das hat mich über die Jahre zum Packexperten gemacht, denn neben den Kameras muss ich ja auch immer Proviant, Schutzausrüstung, Werkzeug, Taschen- und Stirnlampen, Laptop(s), Festplatten, Lesegeräte, ein Erste-Hilfe-Set & Medikamente, meine Unterwasserkamera und meine Apnoe-Tauch-Ausrüstung am Mann haben. Da kommen schon mal schnell über 100 Kilo zusammen. Ich selbst begnüge mich mit einem winzigen 30-Kilo-Rucksack voller Kameraequipment und genau einer frischen Unterhose, das muss reichen, auch mal ein oder zwei Wochen lang. Denn eins steht fest: Wer mit 30 Kilo Gepäck 20 Kilometer durch den Dschungel läuft, rennt und klettert, stellt beim Abendbrot keine Fragen mehr. Besonders, wenn es zur Belohnung dann nur einen kleinen, ekligen, knochigen Fisch und drei Dutzend Reiskörner gibt. Lecker!

Kein Wunder, dass ich unterwegs mit den Operatives über die Monate fast 15 Kilo abnehme und häufiger ans Aufgeben denke als an eine Badewanne und frisches Brot. Ja, Brot, das vermisse ich auf Expeditionen immer schon nach kurzer Zeit und tatsächlich am meisten. Nach meiner Rückkehr esse ich immer als Erstes ganz langsam eine Scheibe Mischbrot. Es ist jedes Mal eine Offenbarung für mich und meinen Gaumen.

Trotzdem: Das Handtuch würde ich nie werfen! Es wurde eh längst geklaut, diesmal wirklich von dem riesigen schwangeren Rattenweibchen mit den prallen Zitzen unter meiner Bambushütte, das darauf wahrscheinlich gerade selig schläft oder den neuen Rattennachwuchs auf die Welt bringt. Oder beides. Ich hatte nur ein Handtuch dabei. Wegen dem Packmaß. Mist!

